

Ich seh den Himmel offen

Zur Rede vom Himmel in der zeitgenössischen Lyrik

Georg Langenhorst

»Himmel« ist ein Urwort menschlicher Sprache, zugleich tief verhaftet in religiösen Vorstellungen wie auch im Bildschatz der Poesie. Die im Englischen aufgetrennte Bedeutungskoppelung von »sky« (im Sinne der sichtbaren Erdumspannung) und »heaven« (im Sinne der sehnsüchtig erhofften letzten Heimat aller Menschen im Jenseits) eröffnet ein Bedeutungsgefüge, das in der deutschsprachigen Literatur schon früh sprachschöpferisch fruchtbar gemacht wurde. So begegnen wir dieser Doppelbedeutung immer wieder in den klassischen Liedern der kirchlichen Gesangbücher. »O Heiland, reiß die Himmel auf / herab, herab, vom Himmel lauf« (Gotteslob Nr. 105/ Evangelisches Gesangbuch Nr. 7) dichtete etwa 1622 der Jesuit *Friedrich Spee*, um im buchstäblich verstandenen Blick nach oben seine Hoffnung auf den adventlichen »Trost der ganzen Welt« zu beschwören. Und schon 1535 hatte *Martin Luther* die weihnachtliche Botschaft des Engels an die Welt in den Worten verdichtet: »Vom Himmel hoch, da komm ich her, / ich bring euch gute neue Mär« (GL 138/ EG 24). Himmel – das ist traditionell zugleich »das Oben« und »das Jenseits«.

Bis heute hat sich die Beliebtheit des doppelpoligen Wortes gehalten. Wie verwenden – exemplarisch aufgerufene – deutschsprachige Schriftsteller unserer Zeit diesen Begriff? Was verbinden gerade Lyriker mit dem Wort »Himmel«? Und welche Bedeutung hat diese »Himmelsrede« der Schriftsteller für den heutigen religionspädagogischen Umgang mit der Dimension »Himmel«? Um diese Fragen sollen die folgenden Ausführungen kreisen.

Vom Himmel, der kommt

Blicken wir zunächst auf den Bereich zeitgenössischer religiöser Lyrik, die versucht, an die Sprachtraditionen der klassischen geistlichen Lyrik anzuknüpfen. Die wichtigsten Vertreter dieser »Bewegung« sind sich bewusst, dass heutiges poetisches Reden nicht ungebrochen an diese Tradition anknüpfen kann, sondern eine eigene zeitgemäße religiös-poetische Sprache finden muss. Das gilt allen voran für den Schweizer Dichterpfarrer *Kurt Marti*. In seiner Sammlung »gedichte am rand« von 1963 findet sich auch der – in seinem nüchtern-meditierenden und gleichzeitig wortspielerischen Sprachduktus typische – Text »das reich der himmel«.

Marti nimmt hier eine theologisch-politische Begriffsklärung vor. Er greift dabei den Begriff »Reich der Himmel« des Matthäusevangeliums auf, wo dieser Begriff durchgehend

DAS REICH DER HIMMEL

der himmel der ist
ist nicht
der himmel der kommt
wenn
himmel und erde
vergehen

der himmel der kommt
ist
das kommen des herrn
wenn
die herren der erde
gegangen

Kurt Marti

HÖLLE HIMMEL

ich glaube nicht an die hölle enggläubiger christen
ich glaube nicht an die hölle bornierter fundis
doch bleibt mir im ohr was ein kluger jude gemurmelt:

»es muss eine hölle geben
wo wäre sonst hitler?
es muss einen himmel geben
wo wären sonst die vergasten?«

ich glaube dass schmerz und gedächtnis heilig
ich glaube dass sie weltenschwer wiegen
auf der waage des höchsten und des gerechten

Kurt Marti

für das sonst übliche »Reich Gottes« steht. »Himmel« im religiösen Sinn – das ist für *Marti* nicht das Jenseits, welches am Ende der Tage nach dem Untergang dieser Welt als neue Seinsform entstehen wird. Zwar übernimmt *Marti* die futurische Bedeutung des »Himmels der kommt«, aber er bezieht dies nicht auf das raumzeitlichen Jenseits. Himmel wird dann sein, wenn die »Herren der Erde«, die Herrscher und Mächtigen unserer Zeit, abgetreten sind, wenn niemand anderer als Jesus Christus, »der Herr«, das Sein bestimmt. Ob dieser Gedanke konkret-reale Utopie für das Leben ist oder doch auch Vision für ein Jenseits, bleibt dabei bewusst ungesagt.

Ein ganz anderer Himmelsaspekt taucht in einem der neuesten Gedichte *Martis* auf. Ganz im Stil des religiös-poëtischen Gebrauchstextes ohne explizit künstlerische Intention findet es sich in der Gedichtsammlung »gott gerne klein« – dem verschwiegenen, aber mitgemeinten »mensch gerne groß« gegenübergestellt. In »hölle himmel« reflektiert *Marti* über dieses religiöse Gegensatzpaar.

Hier spricht ein aufgeklärter Christ unserer Zeit, der die klassischen eschatologischen Vorstellungen von Hölle und damit auch von Himmel als Gegensatz – wie selbstverständlich – abgelegt hat. Und der sich dennoch fragt, ob er darin eigentlich recht hat. Im

Blick auf Täter und Opfer des Holocaust, im Blick auf Erinnerung, Schmerz und Wunsch nach Gerechtigkeit: gibt es dort nicht doch einen bleibenden Gedanken an den Himmel als Ort der jenseitigen Gerechtigkeit?

Vom offenen Himmel

Wie ist der religiöse Himmelsbegriff verbunden mit dem kosmischen? Gibt es

eine Verbindung von »sky« zu »heaven«? Im Gedicht »Herbstabend« des Münchner Lyrikers *Michael Großmeier* von 1983 wird dieser Gedanke zum zentralen Fluchtpunkt.

Das Gedicht greift eine vielfach bezeugte lyrische Tradition auf. Im romantisierenden Naturgedicht, das bevorzugt den Herbst aufgreift und beschreibt, wird in zahllosen Beispielen und ungezählten Bildverbindungen auf den Himmel als Naturphänomen und die von ihm ausgehende »Stimmung« verwie-

HERBSTABEND

Der Himmel, gehalten nur
von den Rauchsäulen der Kartoffelfeuer.

Vogelschwärme, wie Weihrauch
bläulich unter Kuppeln hin.

Laurentius auf dem Rost.
Unter ihm die Wolkenglut,
vom Wind geschürt.

Die Funken stieben:
Sterne.

Der Vollmond
hinter dem Märtyrerhaupt
wandelt sich zum Heiligenschein.

Ich seh den Himmel offen.

Auge in Auge
mit dem Unsichtbaren.

Michael Großmeier

sen. So auch hier: Der Herbsthimmel scheint gestützt von den Rauchsäulen. *Großmeier* verbindet dieses klassisch-idyllische Stimmungsbild jedoch mit religiösen Assoziationen. Die Begriffe »Weihrauch«, »Kuppeln« oder der heilige »Laurentius« verbinden die Naturschilderung mit den geradezu mystischen religiösen Assoziationen. Im Bild des Mondes wird diese Linie endgültig ausgedeutet. Die optische Assoziation des Vollmondes mit dem »Heiligenschein« des Laurentius bereitet den Boden für die letzten drei Zeilen, die nun vollends den Bereich der Naturschilderung verlassen und allein die religiöse Deutung an das Ende des Gedichtes stellen. Naturerfahrung und Herbststimmung werden zum Absprungbrett einer religiösen Vision: Der Himmel scheint offen, der Betrachter fühlt sich »Auge in Auge« mit dem »Unsichtbaren«.

Vom alltäglichen Himmel der Liebe

»Himmel« bezieht sich im übertragenen, alltäglich gebräuchlichen Sinn aber nicht nur auf das erahnte oder ersehnte »Jenseits«, sondern auf den Bereich der menschlichen Glückserfüllung und des Sehnsuchtsziels »Liebe«. »Himmel« – das ist jener Himmel auf Erden, der sich für Menschen vor allem in geglückten Liebesbeziehungen erfahren lässt. Von den ungezählten Beispielen dieses Wortgebrauches sei hier nur eines von *Ulla Hahn* angeführt, der wohl bekanntesten Verfasserin zeitgenössischer Liebesgedichte im deutschsprachigen Raum.

Ulla Hahn spielt hier bewusst mit den zwei Traditionen des Liebesgedichtes und der klassischen Rede vom Himmel. Ihr Gedicht zielt ab auf die letzte Zeile, dass nämlich der Himmel schlicht und real »von dieser Welt« ist. Auch hier geht es also um eine spielerische Umkehrung der Erwartung: Himmel ist nicht »dort oben«, auch nicht »jenseits«, sondern in der Liebe jetzt und hier. In der

DER HIMMEL

Der Himmel liegt seit heute Nacht
in einem Ellenbogen
darein hatt' ich gesmogen
das kin und ein min wange
viel lange Zeit.

Der Himmel ist einsachtzig groß
und hat die blauen Augen
zum Frühstück aufgeschlagen
all so ist auch sein Magen
von dieser Welt.

Ulla Hahn

ersten Gedichthälfte zitiert die Dichterin dabei die berühmten Verse *Walthers von der Vogelweide*. Sie lassen an die klassischen mittelalterlichen Minnelieder denken und zeigen eine lange Vererbungslinie der Liebeslyrik an. Das bietet ihr eine zweite Kontrastfolie: Nicht nur gegen die Diesseitigkeit der Himmelsrede, sondern zudem gegen die scheinbare Realitätsferne der Minne setzt sie die lakonische Beschreibung ihres Himmelsspenders: einsachtzig groß, blauäugig, frühstückshungrig. So alltäglich ist Liebe, so alltäglich ist der Himmel auf Erden.

Vom Abgrund Himmel

So alltäglich, so harmlos, so menschlich, so brüchig ist er also, der Himmel der Gegenwart? Es gilt einen letzten Kontrapunkt zu setzen, der die Abgründigkeit und Sehnsuchthaltigkeit der poetischen Himmelsrede noch einmal verdeutlicht. Der Westfale *Ernst Meister* (1911–1979) zählt zu den wichtigsten, gleichzeitig zu den noch am wenigsten entdeckten großen deutschsprachigen Lyrikern unseres Jahrhunderts. Während er in seinem Frühwerk vor allem mit biblischem Sprachmaterial arbeitete, verknüpft sich die zunehmend hermetischer werdende – und nur noch intuitiv erschließbare, keineswegs aber mehr sicher auslotba-

re – Dichtung seit Ende der fünfziger Jahre mehr und mehr. In dieser Phase wird vor allem die Metapher »Himmel« zu einem Schlüsselbild seiner Lyrik.

In seinem 1958 erschienenen Gedichtband »Zahlen und Figuren« findet sich das Gedicht »Was Götter waren einst«, ein Text, der die Spannung von menschlicher Himmelserwartung und aufgeklärt-nüchterner Wirklichkeitserkenntnis thematisiert.

WAS GÖTTER WAREN EINST

Was Götter waren einst,
sind Schauens
hell lebendige Augen jetzt,
blaue Iris, blauende Pupille,
Blicken, das der Himmel blüht,
ein Beet aus Blick.

Nein, nicht leer
der Himmel. Nick nicht,
Staubgefäß, dem
schweren Blute, denn
von Wächtern oben, Betrachtern
deiner Wachheit, wimmelts.

Nein, nicht
leer ist der Himmel,
doch geklärt.

Ernst Meister

Wie stets bei *Meisters* Texten: Festzulegen auf einlinige »Bedeutung« sind sie nicht. Gerade so verdichten sie Wahrheit. Nur um mögliche An-Deutungen also handelt es sich daher bei den folgenden Gedanken. Meister verdichtet einen Wandel: Der Blick nach oben zum Himmel war traditionell mit der Erwartung verbunden, dass wir Menschen von dort von Gott oder von Göttern gesehen werden. Diese Götter gibt es nicht mehr. An ihre Stelle ist der suchende Blick des Menschen getreten, »hell«, »lebendig«, in dessen Augen sich das Himmelsblau klar spiegelt. Und aus diesen Suchblicken des Menschen kann der Himmel »blühen«, die

Blicke werden zum Wachstumsbeet späterer Blüten. Darf man folgern: Nicht Götter schauen nach uns, wir Menschen schauen nach den Göttern?

Doch dann die zweite Strophe: Heißt das bislang Gesagte »gut atheistisch«, dass die Rede von Gott und Göttern sich selbst als Menschenwunsch und -trug entlarvt? *Meister* weist solche Schlussfolgerungen zurück: Mit dem Wechsel der Blickrichtung ist eben keineswegs gesagt, dass der Himmel »leer« sei. Wer derartig schwerblütigen Parolen der Religionskritik vorschnell nickend zustimmt, wird hier ermahnt: Als vergängliches »Staubgefäß« (Assoziation: »Aus Staub bist du und zu Staub wirst du zurückkehren«) steht ihm ein Urteil in seiner beschränkten Wachheit nicht zu. Denn Betrachter, Wächter, Götter gibt es genug »im Himmel«.

Was also? Die knappe Schlussstrophe fasst zusammen: Nicht die atheistische Absage an die Existenz von »Himmelswesen« kommt den Menschen zu, denn der Himmel »ist nicht leer«. »Doch geklärt«? Wer oder was hat sich geklärt? Wenn meine obige Lesart schlüssig ist, dann hat sich die menschliche Perspektive auf die Götter und damit den Himmel als ihren »Lebensraum« geklärt. Im Sinne der Aufklärung hat sich der Versuch, quasi aus göttlicher Perspektive herabzuschauen auf die Welt und so seine Philosophie oder Theologie zu begründen als Fehlversuch erwiesen. Dafür steht dem Menschen jedoch der Suchblick von unten nach oben auf den Himmel zu, ja aus diesem Blick erblüht der Himmel zum Leben.

Poetische Himmelsrede und Religionspädagogik

Die vorgelegten Überlegungen und Deutungen können nicht mehr sein als exemplarische Bruchstücke der unschätzbar reichen Rede vom Himmel in der Literatur. Seltsam: Wo Theologie und Kirche sich mit

der Himmelsrede immer schwerer tun, gleich dem Vertröstungsverdacht und dem Projektionsvorwurf unterliegen, da kann die Poesie freier und unbeschwerter alle möglichen Facetten der himmlischen Assoziationen aufgreifen und gestalten. Die Rede vom Himmel kann sich dabei aufklärerisch und satirisch gegen die traditionelle religiöse Deutung richten, sie kann sich völlig säkularisiert auf den Himmel der amourösen Liebe beziehen, sie kann jedoch auch den Bogen schlagen vom Naturbild zum religiösen Begriff. Gerade in der Andeutung, dem Hinweisscharakter, der Ver-Dichtung, die sich der definitorischen Auflösung entzieht, liegt die besondere Möglichkeit des poetischen Sprechens.

Vielleicht könnte theologisches und religionspädagogisches Sprechen dies von der Poesie lernen (vgl. *Langenhorst* 1997): Sprechen vom Himmel ist *Sehnsuchtsrede*, ist *Hoffnungsrede*. Jeglicher Versuch, hier mit sicherem Wissen, in definitorischen Formeln oder in auswendig gelernten Katechismusschwächen zu reden muss scheitern, weil er diese Hauptregel der Grammatik der Himmelsrede verletzt. »Ich seh den Himmel offen« / »Nein, nicht leer der Himmel« – was als dogmatische Behauptung Diskussion, Ablehnung oder Nachfragen nach sich zöge, bleibt in der Sehnsuchtsprache der Poesie und der Hoffnungssprache der Theologie eines der unverzichtbaren Gegenwarts- und Zukunftsbilder.

Was kann das heißen für die gemeindliche Katechese – etwa im Blick auf das »Ausflugsfest« Christi Himmelfahrt? Was kann das heißen für den schulische Religionsunterricht – etwa im Blick auf die Oberstufeneinheit »Glück und Sinn«? Anhand von *Martis* Texten und dem Gedicht von *Großmeier* lässt sich die Tradition der religiösen Himmelsrede reflektieren, gerade weil sie hier gleichzeitig hinterfragt, kritisiert und doch wieder als möglich benannt wird. Die drei Texte schlagen so die Brücke vom

Rückblick auf die christliche Tradition hin zur künftigen Rede vom Himmel. *Hahns* spielerische Übertragung der Rede vom Himmel auf den Alltag der Liebe lädt geradezu zum kreativen Schreiben ein: Was ist er denn für uns, der »Himmel«? *Meisters* Gedicht schließlich entlarvt die Religionskritik als notwendige, aber weiterzuführende Zwischenstufe der aufgeklärten Rede vom Himmel und Transzendenz.

Vielleicht kann der feinfühlige und deutungs offene Blick, das gemeinsam erschließende Gespräch über solche literarischen Texte das eine erreichen: Von und mit den Dichtern ein Gespür dafür zu entwickeln, welche Tiefengrammatik religiöse Rede allgemein, »Himmelsrede« im speziellen hat. Jenseits von aufgeklärter Satire finden sich Spuren von Sehnsuchtsprache, die sich mit dem Diesseits nicht einfach abfinden, die von der erahnten, vielleicht konkret erfahrenen Hoffnung leben, dass es das geben möge: Glückserfüllung in der menschlichen Liebe, eine größere Gerechtigkeit, eine letzte Heimat. Von dieser Sehnsucht, von dieser Hoffnung leben und zehren Menschen, die sich auf Jesus Christus berufen. ■

Dr. Georg Langenhorst ist Akademischer Rat für katholische Theologie/Religionspädagogik an der PH Weingarten.

LITERATUR

- Großmeier, Michael*, Schnee auf der Zunge. Gedichte, München 1983
Hahn, Ulla, Liebesgedichte, Stuttgart 1993
Langenhorst, Georg 1997, Wie von Gott reden? Schriftsteller als Sprachlehrer für Theologen und Religionspädagogen, in: rhs 40 (1997), 394–403
– 1999, »Nein, nicht leer der Himmel«. Die Rede vom Himmel in der Gegenwartsliteratur, in: Erbe und Auftrag 75 (1999), 19–41
– *Marti, Kurt* 1995a, geduld und revolte. die gedichte am rand, Stuttgart 1963
– 1995b, gott gemecklein. gedichte, Stuttgart
Meister, Ernst, Ausgewählte Gedichte 1932–1979, Frankfurt 1985